



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gesammelte Werke

Blaetter vom fuenfzigjaehrigen Baum

Hille, Peter

Berlin [u.a.], 1904

Einleitung von Julius Hart

urn:nbn:de:hbz:466:1-31156

Einleitung

von

Julius Hart

Walther war er, der Erzpoet, im Orden der Fahrenden von heute. Als einer, der eigentlich nie eine Stätte besaß, wo er sein Haupt in Ruhe niederlegen konnte, wanderte der Dichter des „Buches Peter Hille“ durch dieses Leben. Sein einziges Besitztum bestand immer nur in wilden wirren Manuskriptbündeln und braunen ungeheuerlichen Manuskriptsäcken. Wo liegen sie, in welchen dunklen Kammern und Mansardenwohnungen ruhen sie noch versteckt? Vieles wird vielleicht für immer verschwunden bleiben, und nur Bruchstücke von dem, was er schuf, lassen sich noch retten. Denn verhältnismäßig wenig ist auch zu seinen Lebzeiten von ihm veröffentlicht worden.

Das Schicksal, das in den tiefsten Wurzeln seiner Natur wohnte, hatte ihn zum Vaganten vorausbestimmt. Ein Dasein großer Entbehrungen und steten Mangels — ein Dasein wie auf der Landstraße und in dunklen Nachtsylen: aber in ihm war nichts von einer Selbstverschuldung, nichts, daß splitterrichtende Moral den Finger gegen den toten Poeten erheben könnte. Es steckte auch nichts von einer fahrigen Komödiantenlust, Künstlerpose und Zigeunerromantik in ihm, daß er mit Neigung und Willen ein Leben außer dem Gleis suchte: seine Seele war eine große Kinderseele, in der ein ungestörtes und unzerstörliches Paradiesesglück zurückgeblieben schien, welches

nur nie recht begreifen und verstehen konnte, daß sich vor dieser Wirklichkeit die Tore des Paradieses einmal geschlossen haben.

Und wer will entscheiden, ob das Göt- und Tiefdämonische in ihm — die Järgergewalt, die unseren Peter Hille wie einen erlegten Vogel in der Hand hielt — all sein Handeln als ein höchstes Muß erscheinen ließ, als wie durch ein unterirdisches „Ich will“ geleitet — wer kann sagen, ob dieser Dämon mehr ein Bluthund war und eine Geißel seines Lebens, oder ein mildlächelnder großer Führer, der ihn ein feineres, ungewöhnliches Verstehen lehren wollte. Ein Geist des Traumes lebte in ihm, der mit großen Sprüngen über die Brücken zwischen den Ideen hinwegsetzte, das Samenkorn unmittelbar in Blüte umwandelte, die Phantasiebilder rasch, jäb, springend zusammensetzte, Jugend und Alter in einen Punkt hineindrängte. Sein Dichten war wie er selber: ein Kind sein und ein Greis sein im gleichen Augenblick. Unschuld und Weisheit. Ein ganz Frühes und Unentwickeltes, ein ganz Spätes und Übergeistiges, ein ungeboren Zukünftiges. Dieser Traumsolipsismus suchte und fand nicht die rein vernünftige Verständigung nach außen hin, zererschlug und zertrümmerte die objektive Welt. Er stieß ihn hinaus auf die Landstraße, verweigerte ihm materielle Speise und Trank, ließ den Leib entbehren, aber er ging auch als guter Pilger Lukas an seiner Seite und spinn ihn ein mit seinen frommen und reinen Lügen, die vielleicht viel tiefer und richtiger sind, als jene Wahrheit, für die wir die Wirklichkeit halten. Ein großer Zauberer lebte in ihm, der das Leiden und das Glend bändigte. Die zigeunerische Lebenskraft, der Lebenssinn und die Lebenskunst des echten fahrenden Scholaren führte auch ihn immer wieder von der Eichelmast und dem leeren Hungertisch zur frohen Domherrentafel und zum Bacchantenweinkeller hin. Als Kenner kostete er die guten Getränke des Rheines und Italiens, und im glänzenden Saale, unter den Gepukten saß er, im wallenden Mantel, der ihm auch Weste und Rock wohl ersetzen mußte. Und wenn er in der freien

Heide, allein den Himmel über sich, gewohnt hatte, dann erschien er bei seinen Freunden und Genossen, um ihnen von den Willen und Schlössern zu erzählen, die er sich von den Erträgen seiner Gedichte, Romane und Dramen demnächst zu erbauen gedachte. Stets sah er den Augenblick, wo er endlich so weit gekommen war, unmittelbar vor sich.

Unablässig schreibend und dichtend hat Peter Hille doch nur wenig veröffentlichen können, denn ebensowenig wie er selber, fanden sich Redaktionen, Verleger und Theaterdirektoren in seinen Handschriften zurecht. Und so kann auch diese Ausgabe einstweilen nur Proben seines seltsam-eigenartigen Schaffens geben. Freunde des Dichters, vor allem Peter Baum, Walter Susmann und dann Wilhelm Herzog, haben sie mit mancherlei Mühen aus den „Manuskriptsäcken“ herausgeholt, die in der letzten Wohnung des Dichters, in Schlachtensee bei der „Neuen Gemeinschaft“, bei seinem unerwarteten Tode noch vorhanden waren. Mit dem peinlichen Ordnungssinn, der unseren Peter auszeichnete, schleppte er in seinen Säcken sämtliche Papierschnitzel, Zigarrentüten, Briefumschläge, Berliner Lokalanzeiger und Tageblätter, die einmal in seine Hände gekommen, mit sich, um gelegentlich das Bedruckte noch einmal zu überschreiben und jene kostbaren Palimpseste herzustellen, deren Entzifferung selbst den raffiniertesten Handschriftdeutern große Probleme stellt. In dem unendlichen Haufen Papier lagen die Manuskripte mit tausend Zeitungsblättern, zerrissenen Schnitzeln und Fetzen vielleicht etwas wirr durcheinander, und wenn auf dem einen Blatt das Kapitel eines Romans anhub, dann befand sich auf dem nächsten der Teil einer dramatischen Szene, das dritte enthielt das Bruchstück eines Aufsatzes und auf dem vierten wogten wild Aphorismen und Gedichte durcheinander.

„Blätter vom fünfzigjährigen Baum.“ Unter diesem Titel dachte der Poet seine Gedichte zu seinem fünfzigsten Geburtstag, den er nicht mehr erleben sollte, zu vereinigen und herauszugeben. Und ich glaube, der Lyriker Peter Hille er-

zwingt sich die Aufmerksamkeit feinsinniger Hörer, die es auch lieben, gerade in dunklere Seitengänge des dichterischen Schaffens einzudringen, in das Weben und Wallen einer Kunst, die ihre abnormen Merkwürdigkeiten besitzt und ihre besondere Sprache redet, nach eigenartigen Gesetzen sich bewegt, welche vom Leser erst noch gefunden sein wollen. Auch diese Blätter vom fünfzigjährigen Baume Peter Gilles verlangen eine aufmerkende Zuhörerseele, die sich dem Dichter hingibt und schweigend in ihn versenkt, die nicht im Allgemein-Poetischen nur, sondern im ganz Individuell-Künstlerischen mit ihm zu leben sucht und dem Wesen und der Seele nachgeht, die gerade Gillesches Wesen und Gillesche Seele ausmacht.

Auch diese Kunst wandelt wie im Traume unter den Dingen und Erscheinungen einher. Sie verknüpft und entwickelt nicht viel, sie erklärt zu wenig und organisiert nicht, faßt nicht willenskräftig zusammen. Sie blickt fast nur in sich und sieht kaum um sich. Ein Bild taucht auf und verschwindet wieder, ein anderes verdrängt es, und die Vorstellungen kommen oft und gehen, wie Traumschatten und Gespenster, für die es keine Türen und Wände gibt. Der Strom der Phantasie fließt nicht in geordnetem Bett, noch in geraden Kanälen und widerstrebt allem Le Nôtre-Klassizismus. Jäh bricht das Gedicht wohl ab und wie ohne Anfang erscheint es. Aber in diesem oft chaotischen Wogen ist es uns oft, als ständen wir dem unmittelbar schöpferischen Leben am nächsten und fühlen uns von seinem Hauche am mächtigsten berührt.

Keine Kunst logischer Geister, der Ordnungen und Kompositionen, der Pläne und Regeln, aber voll heimlicher, unfaßbarer Suggestionen, unmittelbarer Sinnlichkeiten, reinen Sehens und Fühlens. Der Verstand faßt nicht immer sofort, woher der Dichter kommt und wohin er will, welche ganz persönlichen Erinnerungen gerade in ihm auftauchen, und wie die Bilder und Worte miteinander verknüpft werden sollen. Doch die Seele vernimmt das Klingen und Tönen einer

anderen Menschenseele, ein Raunen und Flüstern schwingende r Saiten, und aus oft bizarren Wortbildern, launisch phantastischen Farben, hin und her springender packender Gleichnißsprache, hart nebeneinander gesetzten Lauten, zerhackten Sätzen weben sich Gefühle und Gestalten, die gerade durch ihr Vages und Fließendes, durch ihr Grenzenloses, halb Unbestimmtes jene Stimmung des Unendlichen, des in der Natur und in der Welt ertrunkenen Wesens in uns auslösen, in dem der Dichter mit seinen tiefsten Wurzeln ruhte, seine letzte Heimat der Ruhe fand.

Zuletzt kann auch diese Lyrik nur durch Antithesen gekennzeichnet werden. Da ist alles Sinnlichkeit, Bild und Gestalt, alles elementare künstlerische Auffassung und dann wieder gerade eine Ohnmacht der bildenden Kräfte. Ein tiefes leidenschaftliches Sehnen durchaus nach einer Kunst der Formästhetik, und ebensoviel Formlosigkeit; ein stetes Kämpfen zwischen Vers- und Prosarhythmit. Metrum und Reim setzen dem Dichter zähen Widerstand entgegen, und dann ist die Sprache wiederum voller Melodie, voller Glanz und Süßigkeit, ganz unmittelbares Singen und Klingen und voll innerlicher Reime; und wenn sie zerrissen abstürzt, wie ein Wildbach niedergeht, wie wild verästelt Wurzelwerk, struppig Gezweig und wirres Geröll uns entgegenstarrt: in dem äußerlich Formohnmächtigen steckt gerade viel innerliche schöpferische Formkraft. Dem dichterischen Wort an und für sich, dem Einzelworte, hat der Poet sein ganzes Leben lang den leidenschaftlichsten Kultus dargebracht. Das ganze Wesen und die Natur der Dinge selber sollte im Wort lebendig dastehen, von neuem in ihm wiedergeboren werden. Tagelang grübelte er über ein Wort nach, das sinnlich greifbar wie die Erscheinung wirken, sie unmittelbar heraufführen sollte. Von den beiden Sprachen der Menschheit klammerte er sich ganz an diese Sprache der Kunst, für welche das Wort ein lebendig Wesen ist, eine andere Form der Naturdinge selber, und dieses Reden in Kunst, in Bild und Gestalt ließ ihn nicht immer den Weg hinfinden

zu jener anderen Sprache des Verständnisses und der Mitteilungen, für welche die Worte Baum, Donner, Blitz auch ihren Zweck erfüllen würden, wenn man sie allgemein durch r, y und z ersetzte.

Das stärkste und unmittelbarste Empfinden, das als das erste aus diesen Blättern in uns aufsteigt, ist wohl das Gefühl wie von einer Frühlingswelt und knospendem Seelenleben. Diese Kunst findet vor allem Ton und Farbe für die Darstellung all des Zarten, Scheuen, Verschämten und Unaufgebrochenen, das wie ein weicher Schleier die erwachende Natur umschlingt, und ihr halb ungestaltetes, wie formloses Wesen ist wie das Wesen knospender und keimender Lenzgebilde, erster früher Bildungen, ein Schlummern und Träumen vor dem Erwachen, Ahnung und Sehnsucht. Ein Kinderreigen schlingt sich durch die grünende Morgenwiese, verwunderte Augen starren in die Welt und das Leben hinaus, die ein geheimnisvoll-gespensisches Gefährliches in sich tragen, doch spielend greifen zarte Händchen nach Blumen, Schmetterlingen und Sternen. Die tiefsten und reinsten Gestalten der Hilleschen Erde haben alle diesen Kinderblick und diese Kinderseele, diese Seele des Dichters selber, der wie ein großes liebes Kind unter uns einherging und so gern mit den Kindern spielte und plauderte. Mit einem leisen Weinen, mit einem furchtsam-geängstigten Blick starrete auch er auf dieses wunderliche Leben, auf dieses große Karma, das an seiner Wiege schon stand, ein Etwas im Näderwerk seiner Natur gebrochen hatte, daß er halb hilflos in ihm sich zurechtfinden mußte. Aber sieghaft bricht ein Glauben an die Welt, eine fromme große Gottstimmung in ihm hervor, eine Gewalt und Dichtermacht, elementar-schöpferische Kraft, welche ihm alle schmutzige Wirklichkeit in ein Reich seliger Schönheit, reinen Genießens, duftender Blumen, tanzender Schmetterlinge und lächelnder Sterne verwandelte. Die, welche wie von einem Verlorenen, einem Unglücklichen von ihm reden, welche da

meinen, das Leben in der Armut und im Elend habe ihn zerbrochen, die Entfaltung seiner Gaben verhindert, täuschen sich. Er schuf, was er schaffen konnte, wie er es schaffen mußte. Wie er als Mann war, so haben wir ihn auch schon als Knaben gesehen. Und er hat uns die echte Dichtermacht, die tiefste, wesentlichste, geistigste Gewalt der Kunst kennen gelehrt, welche den Menschen zum Schöpfer seiner Welt werden läßt. Er ist nicht am Wege gestorben, wie einer, über den das Rad des Lebens zermalmend hinging, nicht als ein Besiegter, Unglücklicher, sondern als einer, der die große Versöhnung fand, als ein lächelnder freier Geist, dem alles zu Schönheit und seliger Heiterkeit werden mußte.

